

MARTIN R. DEAN

Verbeugung vor Spiegeln

Über das Eigene und das Fremde

© 2015 Jung und Jung, Salzburg und Wien
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal
ISBN 978-3-99027-069-1

Auszug aus: Allmähliches Verschwinden

Meine beiden Väter, der leibliche wie der Stiefvater, erfuhren den kolonialen Rassismus am eigenen Leib. Beide waren Nachkommen indischer Einwanderer in Trinidad und Tobago, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem Vertrag auf der Grundlage von »Indentured Labour« in die Neue Welt gekommen waren. Indentured Labour war eine milde Form von Sklaverei, bei der der »Servant« sich für sieben Jahre verdingte. Nach Ablauf dieser Zeit, in der ihm nur wenig mehr Rechte zugestanden wurden als einem Sklaven, war er frei und erhielt nicht selten ein Stück Land oder einen Geldbetrag.

Während mein leiblicher Vater Ralph aus Trinidad auswanderte und in London verlorenging, zog der andere, Dinanath, in die Schweiz und heiratete meine Mutter. Beide wurden in einem aargauischen Dorf sesshaft. Mein Stiefvater eignete sich in Kürze die deutsche Sprache und die einheimischen Umgangsformen so perfekt an, dass er, sah man von seiner auffälligen Hautfarbe ab, beinahe zu einem Einheimischen wurde. Er schlüpfte in die Gewohnheiten der Einheimischen wie in einen gut sitzenden Anzug. Er war diskret, er trank nicht, er spielte Tennis am Sonntagmorgen und pflegte samstagnachmittags seinen Wagen zu waschen. Mit einem Schwamm verteilte er den Schaum über die Kühlerhaube und das Dach und verwandelte das Chassis in eine surreale Plastik. Mit dem Wasserschlauch spritzte er den Schaum wieder weg, sodass darunter die blitzblanke Karosserie eines gänzlich neu aussehenden Wagens ans Licht kam. Dieses Geburtsritual, dieses Wagenwaschen war eine Tätigkeit, bei der er seinen Willen zur Sauberkeit und seine Arbeitsmoral stärkte und sich versicherte, dass er im Gastland angekommen war. Beim Wagenwaschen war ich, der Bub, meist mit dabei; es war die einzige Tätigkeit, die wir zusammen verrichteten. Wir arbeiteten wortlos im Gessum der nachbarlichen Rasenmäher oder, wenn es leiser wurde, im Knistern des Schaums, mit dem wir dem Staub der Landstraßen zu Leibe rückten. Nato, so die Abkürzung seines Namens, wrang den tropfnassen Hirschlederlappen so aus, dass er trocken wie ein Taschentuch wurde. Ich stand daneben und bewunderte die Kraft seiner Hände. Dann trieb er mit dem nahezu trockenen Lappen Glanz in die Flanken des Wagens. Ich wollte es ihm gleichtun, aber mein Lappen blieb stets zu nass, sodass meine Wagenhälfte nie so herrlich glänzte wie seine. Zuletzt schrubbte er die Weißwandreifen mit der Bürste ab und erzählte mir von seinem ersten Wagen, den er als Student auf Trinidad besessen hatte, ein Morris, englische Bauart, mit weißen Reifen. Ich sah ihn auf Schwarzweißfotografien an die Kühlerhaube dieses Morris gelehnt, dessen Karosserie im Tropenlicht hell leuchtete. Für einen Angehörigen der indischen Mittelschicht muss dieses Auto ein unerhörtes Statussymbol gewesen sein.

Ralph, den ich, nach der Trennung von meiner Mutter, vierzig Jahre nicht mehr zu Gesicht bekam und der einen flüchtigen, aber unauslöschlichen Abdruck in meinem Gedächtnis hinterließ, lebte ein mir unbekanntes Leben. Ich wusste zeitlebens nicht, wo er sich befand, ja, schrecklicher, wer er war. 1995 fand

ich ihn gelähmt, verarmt und nach einem Schlaganfall seiner Sprache beraubt in einer Einzimmerwohnung an der Kings Road im Westen Londons. Seine Geschichte, unsere Geschichte ist in meinen Roman *Meine Väter* eingegangen. Bei den Fahrten, die meine Mutter mit mir zwischen der Schweiz und der Tropeninsel unternahm, wurde Ralph irgendwann durch Nato ersetzt. Von diesen Fahrten auf dem Meer unter einem funkelnden Sternenhimmel habe ich nichts behalten. Eine robuste Verdrängung stellt sich zwischen das Heute und die Zeit damals. Denn dem räumlichen Hin und Zurück entsprach eine emotionale Ambivalenz. Sie untergrub meine Gefühle für meinen nachmaligen Erzieher, an dessen Seite ich meine Kindheit und Jugend verbrachte, während mein leiblicher Vater der schattenhafte Abwesende blieb, im kindlichen Bewusstsein indessen nicht weniger gegenwärtig als der andere.

Beide Väter entstammten unterschiedlichen Kasten und dementsprechend unterschiedlichen Gesellschaftsschichten innerhalb der indischen Diaspora von Trinidad. Während die Familie meines leiblichen Vaters aus der Kaste der Brahmanen (Uppadiah) kam, gehörte der Stiefvater der Mittelschicht an. Beides interessierte mich nicht sonderlich. Im Gegenteil lehnte ich das System der Kasten und das damit verbundene religiöse Denken ab; bei meinen Besuchen auf Trinidad hatte ich stets den Eindruck, dass sich die indische Bevölkerung durch ihr Festhalten an der Tradition in ihrer Weiterentwicklung behinderte. Gemeinsam war beiden Vätern die Erfahrung des Rassismus. Kurz vor seinem Tod fand ich bei Ralph einen Zeitungsartikel, der ihn als Opfer eines Überfalls in einem Bus in London zeigte.

Der Rassismus, den mein Stiefvater erfuhr, war anderer Natur. Er war nicht allein, nicht einer Großstadt ausgesetzt. Am Ende seiner Migration erwartete ihn ein stabiles Umfeld, das aus einer resoluten norddeutschen Schwiegermutter und einem liebenswerten Luzerner Schwiegervater bestand. Und meiner Mutter.

Auf einer Schwarzweißfotografie von uns beiden ist ein Moment auf diesen Überfahrten festgehalten. Sie zeigt Nato mit einem Ellbogen an ein Eisengeländer gelehnt. Seine kräftigen, schwarzen Haare sind nach hinten gekämmt, der Ansatz einer Tolle verebt in seiner Stirn, sein Gesicht ist von einer übergroßen Hornbrille zur Hälfte verdeckt. Es muss der Hafen von Genua sein, in dem wir stehen, denn die damalige Route führte von Genua über Madeira bis nach Port of Spain. Mein Stiefvater trägt eine weite Flanellhose und einen dicken Blazer. Die sorgfältig ausgewählte Kleidung verrät, dass er sich in einer ungewohnten Umgebung befindet und sein Blick ist unsicher und verliert sich im Ungefähren. Seine Beinstellung ist unnatürlich, instabil wie der Boden unter seinen Füßen. Ich stehe, um einiges sorgloser, in Windjacke und weißen Schuhen als Vierjähriger daneben. Es ist der Augenblick kurz vor der Einwanderung meines Stiefvaters.

In der Schweiz angekommen, zogen meine Mutter und er in deren Elternhaus, und er ergriff, obwohl er auf seiner Tropeninsel eigentlich Förster werden wollte, das Medizinstudium. Diese Entscheidung erwies sich im Rückblick als äußerst glücklich. Wäre er wie mein Luzerner Großvater oder meine norddeutsche Großmutter in einer der umliegenden Zigarrenfabriken als Arbeiter untergekommen, wäre seine Rückkehr auf die Insel wohl nur eine Frage der Zeit gewesen.

Meine Großeltern, bei denen ich in der Folge aufwuchs, blieben zeitlebens arme Leute. Meine Großmutter, Erna Meta Galliker, geborene Kohler, war nach dem Ersten Weltkrieg von Rügen kommend ins Aargauische eingewandert. Am Weltkrieg verarmt, konnte ihr Vater, der seinerseits im 19. Jahrhundert aus dem emmentalischen Sumiswald nach Rügen aufgebrochen war und eine Deutsche geheiratet hatte, seine zwölf Kinder nicht mehr durchbringen. Er schickte seine Älteste, Erna, in die Schweiz, wo sie bei einem Onkel in einem Restaurant als Magd, als »Mädchen für alles«, Beschäftigung fand. Sie arbeitete für einen Hungerlohn und machte äußerst entwürdigende Erfahrungen. Später wechselte sie in die Zigarrenfabrik und wurde eine zur Starrsinnigkeit neigende Frau, die es sich und ihrer Umgebung nicht leicht machte. Sie war das Gegenteil meines sanften Stiefvaters. Was die beiden trotzdem verband, war der unerschütterliche Wille zur Anpassung.

Jeden Morgen riss meine Großmutter in aller Herrgottsfrüh die Fensterläden auf, damit die Nachbarn sie nicht für eine Langschläferin hielten. Sie fuhr in weißen Handschuhen über Möbel und Leisten, sie reinigte die Fenster übertrieben oft und wischte jedes einzelne Laubblatt vor der Haustür weg. Sie hatte eine sogenannte »Schöne Stube« hergerichtet, ein Zimmer, in das Gäste, wenn sie überraschend kamen, geführt werden konnten. Soweit ich mich entsinnen kann, ist nie jemand gekommen.

Meine Großmutter hätte mit ihrem Schwiegersohn darüber reden können, wie sie ihre »Fremdsprache«, die ja im Gastland die Sprache des Feindes war, zugunsten des heimischen Dialekts unterdrückte. Sie beherrschte das Schweizerdeutsche bis in seine lokale Intonation hinein, ebenso wie Nato, dem allerdings ein fremdländischer Akzent blieb, der gut zu seiner Erscheinung passte. Erst in den letzten Lebensjahren begann sich die Sprache meiner Großmutter beunruhigend zu verändern; sie schwoll in den Vokalen auf, sie verirrte sich in den Betonungen. Kurz bevor sie starb, brach aus ihr ein klares, scharfes Norddeutsch, das Idiom ihrer Kindheit. Sie erzählte nun vom Untergang des Zirkus Hagenbeck und der Titanic, sie erzählte mir, dem Enkel, an langen Nachmittagen, wenn schlechtes Wetter hereinbrach und den Garten draußen verdüsterte, immer wieder vom Untergang ihrer Welt.

Meine Großmutter hätte mit meinem Stiefvater auch über die Einsamkeit reden können, denn sie hatte keine Freunde, nur Verwandte, die sie nach und nach aus Rügen hergeholt hatte. Auch mein Stiefvater war allein im Dorf. Im Gegensatz zu ihr hatte er nicht einmal eine Sippe und auch keine verstreute Verwandtschaft im Land. Er ging nie allein aus, seine Freunde waren die Freunde meiner Mutter. Während seines Studiums in Heidelberg hatte er noch einen Kreis von amerikanischen Kommilitonen um sich; es muss für ihn wie die Flucht aus einem toten Winkel gewesen sein. In der Schweiz aber war der Anpassungsdruck, der auf ihm, wie damals auf jedem Einwanderer, lastete, so groß, dass er innerlich wohl überfordert war.

Die einzigen Ausländer, die es damals im Dorf gab, waren Italiener, Spanier und Portugiesen. Mit ihnen hatte er nichts gemeinsam. Sie waren bei der Arbeit und in der Freizeit unter sich. Sie hatten ihre Kantinen und Versammlungsorte; sie kamen aber gern zu ihm als Patienten, denn sie fühlen sich von ihm verstanden.

In einem Brevier mit dem Titel *Vom Anderssein zur Assimilation*, das der Präsident der kantonalen Fremdenpolizei Marc Virot in den sechziger Jahren verfasst hatte, ist in deutlichen Worten niedergelegt, was man von einem Ausländer erwartete. Ein die Assimilation bejahender Ausländer sollte beispielsweise Schweizer Radiosender hören, Schweizer Zeitungen lesen und nicht nur Olivenöl zum Kochen benutzen. Anpassung hieß damals, dass der Zugewanderte sich auch Schweizer Filme und nicht nur solche aus seiner Heimat anschaute, in der Familie nicht allein und ausschließlich seine Muttersprache sprach, dass er keinen unseriösen Lebenswandel führte und nicht wünschte, in der Heimat begraben zu werden. Ein Ausländer musste lernen, in der Straßenbahn aufzuschließen, den Kehrriechtsack zur rechten Zeit am richtigen Ort abzustellen, keine Wäsche ins Fenster zu hängen, keinem Arbeitskollegen ohne fremdenpolizeiliche Bewilligung die Haare zu schneiden und Fahrscheine im Bus nicht auf den Boden zu werfen. »Ja«, schrieb Virot, »er ist in dieser Beziehung erst assimiliert, wenn er wie wir das Gefühl hat, ein Wahrer der öffentlichen Ordnung zu sein, der das Recht hat, den anderen auf sein vorschriftswidriges Verhalten aufmerksam zu machen, und manchmal strenger als die Polizei. [...] Wir dürfen nicht verlangen, ein Ausländer soll statt Chianti oder Rioja wie wir französischen Wein oder Coca Cola trinken. Wenn er aber Vogelfallen aufstellt, so bleibt er ein Fremder.«

Auch meine Großmutter nannte die Italiener Vogelfresser.

Trinidads Nationalgetränk ist »Rum an' Coca Cola«, die Musik rhythmischer Soca und Calypso, die Außentemperatur liegt nie unter 25 Grad Celsius. Mein Stiefvater spürte auch nach Jahren noch die Fröste der Fremdheit. Denn Fremdheit ist keine objektive Maßeinheit, keine fixe Eigenschaft und auch kein Zustand. Fremdheit beschreibt ein Verhältnis, das jemand zu seiner Umwelt – oder diese zu ihm – hat. Die Vorstellung, wie sich ein junger Mann, der aus einem Land kam, das für seinen Karneval, seine Gewaltausbrüche und seine überschäumende Lebenslust berüchtigt ist, anpassen muss, diese Vorstellung ist irritierend. Musste der Assimilationsdruck nicht, wie es bei meiner norddeutschen Großmutter geschehen war, seine Identität fast völlig auslöschen? Wie viel Eigenes konnte überleben, wenn man in Rechnung stellt, dass die Anpassungsanforderungen im Alltag den Furor des Virotschen Büchleins noch überstiegen? Wie rigoros musste sein Ich umgebaut werden, um neurose- und krankheitsfrei in einer xenophoben Umgebung bestehen zu können?

Mein Stiefvater wurde Arzt. In Heidelberg lernte er Deutsch im Rekordtempo und machte dazu das Dolmetscherdiplom. Sein Deutsch wurde makellos, sein Schweizerdeutsch hingegen blieb, wie gesagt, eine sonderbare Mischung aus Hochdeutsch und Dialekt, was indessen den Erwartungen seiner Umwelt

entsprach. Hätte er das Schweizerdeutsche rein und »urchig« gesprochen, hätte er seine Umgebung befremdet. Sein leichter Akzent aber wirkte auf jedermann so selbstverständlich, dass man sich mit dem Fremden, der in Wahrheit perfekt Deutsch sprach, gut unterhalten zu können glaubte. Seine Gestik und seine Körpersprache waren von großer Höflichkeit, ja, von einer bestürzenden Zurückhaltung. Man hörte ihn nie schimpfen und fluchen, Kopf- und Rücksichtslosigkeit waren mit seinem Wesen unverträglich. Seine Affektkontrolle überstieg auch die landesübliche Diskretion. Vielleicht war sie das Resultat einer listigen Unterwerfung, die seiner Umgebung das Gefühl der Überlegenheit gab und ihm zuletzt die eigene Souveränität gewährte.

Er trat mehr und mehr von sich selber zurück. Es gab keine Situation, in der er sich in den Vordergrund gedrängt, in der er sich exponiert, in der er sich übertrieben behauptet oder gar aufgespielt hätte. Sein Gang war elegant und geräuschlos, seine Stimme ruhig, hinter ihm fielen die Türen leise ins Schloss. Sein Wesen war lautlos, wurde noch lautloser mit den Jahren, zuweilen hatte ich den Eindruck, er würde sich selber spielen, ohne noch wirklich vorhanden zu sein.

Er hatte die hinduistische Religion seines Mutterhauses in Trinidad zurückgelassen. Während sein Bruder, ein Regierungsbeamter, religiöse Lieder sang und mehrmals am Tag betete, war er wissenschaftsgläubig geworden und fand sein Heil in der Medizin, der Erforschung und Heilung des Körpers. Seine Lieblingslektüre war keine Zeitung, sondern das *British Medical Journal*. Was machbar war, sollte getan werden; dafür stellte er sein Leben in den Dienst anderer. Sein Erfolg war das Ergebnis seiner strikten Disziplin und gemeinsamer Planung mit seiner Frau. Er blieb stets nüchtern und pragmatisch. Sein Lebenslauf war der Beweis dafür, dass man alles schaffte, wenn man nur klar und geradlinig genug denken konnte. So huldigte er der Fortschrittsgläubigkeit desjenigen, der ins Gelobte Land gekommen war. Er schuftete während des Studiums in Deutschland in einer Lederfabrik im Akkord, wusch in einer nassen Höhle glitschige, stinkende Lederhäute. Und er machte die besten Prüfungen.

Die Schweiz war ein fortschrittliches Land, in dem alles funktionierte. Die Maschinen surrten störungsfrei, die Straßen waren sauber, und der Verkehr wurde durch ein Regelwerk gelenkt. Das Leben war gemäßigt, die Schweiz war ein »wissenschaftliches« Land. Er schätzte den nüchternen Charakter der Institutionen. Fantasie war ihm fremd, Übertreibungen hatte er sich ausgetrieben. Seine trockene Sicht auf die Schweiz hätte jedem Erzpatrioten zur Ehre gereicht, ihm selber waren ausschweifende Gefühle nicht erlaubt. Er lernte das Skifahren im Winter, er spielte mit hartem Aufschlag Tennis im Sommer. Er fuhr ins Tessin in den Urlaub. Sechs Jahre nach seiner Ankunft offenbarte mir meine Mutter aus heiterem Himmel, dass er sich zur Rückkehr nach Trinidad entschlossen habe und wir auswandern würden. Gründe nannte sie keine. In der Familie wurden diskret Anstalten zur Vorbereitung der Abreise getroffen; ich begann Englisch zu lernen und gab mein Latein auf.

Im Frühjahr 1968 reiste Nato zu ersten Vorbereitungen für die Rückkehr auf die Insel. Der Aufenthalt währte kürzer als vorgesehen und endete in einer Enttäuschung. Im Spital von Port of Spain traf er mit voller Wucht auf den Schlendrian der Dritten Welt. Überall nur Ineffizienz und Inkompetenz. Teures medizinisches Gerät, von amerikanischen Firmen gestiftet, verrottete ungenutzt auf den Gängen, während die Patienten an Krankheiten starben, die in der Schweiz ohne weiteres heilbar waren. Man bot ihm, dem Oberarzt eines Schweizerischen Kantonsspitals, eine befristete Assistenzstelle an. Er entgegnete, er könne mit ruiniertem Gerät nicht Medizin betreiben. Man lächelte. Trinidad war ein Entwicklungsland, das ihm seine antikolonialen Stacheln zeigte. Seine rassenübergreifende Ignoranz. Es verweigerte einem seiner Söhne die Rückkehr, gekränkt darüber, dass die meisten Akademiker seit Jahrzehnten in die USA und nach Kanada abwanderten.

Er kehrte in die Schweiz zurück und leitete 1970 seine Einbürgerung ein, die reibungslos über die Bühne ging. Sein Leumund war tadellos, seine Eignung als Schweizer Staatsbürger fraglos. Aber seit dieser Rückkehr muss er sich heimatlos gefühlt haben. Eine Möglichkeit war verloren gegangen, die viele Einwanderer lebendig hält: die Möglichkeit auf ein anderes Leben. Mein leiblicher Vater Ralph hatte ein Leben lang davon geträumt, London den Rücken zu kehren und nach Hause zurückzugehen. Es misslang ihm jedes Mal. Meine Großmutter erstickte den Traum von einer Rückkehr in sich und träumte zuletzt von einem anderen Leben im Jenseits. Nato hatte der Gedanke an eine Rückkehr über Jahre hinweg die Kraft gegeben, Zurückweisungen, Frustrationen und Verletzungen, die er im Gastland erfuhr,

wegzustecken. Das andere Leben, die verlorene Heimat besetzte den Ort der Sehnsucht. 1968 ging die Möglichkeit, ein anderes Leben führen zu können, endgültig in die Brüche. Aus einem vorläufigen Leben war ein unwiderrufliches geworden.

Das ehemalige Heimatland meines Stiefvaters verwandelte sich in eine Ferieninsel. Man flog, im Familienverbund, an die palmengesäumten Strände, man zog shoppend durch die stickigen Städte und beäugte von Ferne die Slums. Jedes von uns Kindern musste für sich selber entscheiden, ob es sich als halber Einheimischer, Vierteleinheimischer oder als Tourist sah. Mit Erstaunen bemerkten wir an meinem Stiefvater Rückverwandlungen: Verhaltensweisen und Gesten traten hervor, die man als inseltypisch bezeichnen musste. Aus dem rücksichtsvollen Partner wurde ein Pascha; die lautlose Existenz machte sich plötzlich bemerkbar.

Mein Stiefvater entging den Täuschungen, die ein anderes Leben verheißen hatten, und baute 1972 ein eigenes Haus. Wie Mr. Biswas in V.S. Naipauls Roman »A House for Mr. Biswas« kaufte er ein Grundstück und legte die Fundamente im Heimatdorf seiner Frau. Dabei war er weitaus glücklicher als Biswas. Die siebziger und achtziger Jahre waren Boom-Jahre. Nicht nur florierte das Kleingewerbe im Dorf, auch seine Arztpraxis lief gut. Der Stamm der Patienten wucherte übers Wynen- und Aare- bis ins Fricktal hinaus. Aus dem Einwanderer wurde eine Kapazität, der mit Geschick und Können den Leuten die Krankheiten austrieb. Eine Respektsperson, ein geschätzter Arzt, der sich seiner Herkunft nur noch bei seltenen Gelegenheiten zu erinnern schien, etwa wenn Currychicken auf den Tisch kam. Während sich an seinen Geburtstagen die Rollschinken, Lachstranchen, die Früchtekörbe von seinen Patienten auf dem Gabentisch türmten, standen die Familienmitglieder vor der Frage, was sie jemandem schenken sollten, der doch schon alles hatte – und an dem nichts haften blieb. Er lebte mehr oder weniger ohne eigene Dinge. Als hätte er seine Sachen im Heimatland zurückgelassen und als müsste er ein Leben lang seine Treue unter Beweis stellen, verweigerte er den Dingen hier seine Gefühle. Wenn es denn Gefühle und nicht nur Gewohnheiten sind, die einem eine Uhr, ein Auto, ein Portemonnaie zu eigen machen. Er hatte kaum eigenes Geld. Darauf angesprochen, pflegte er Othello zu zitieren: »Who steals my purse steals trash.« Musste ein neues Auto angeschafft werden, musste man ihn dazu überreden. Was ihn nicht daran hinderte, den Dingen, die man ihm schenkte, höchste Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Es gab Felder, die er nie betrat. Er äußerte sich weder zur Partei- noch zur Bundespolitik. Er war nie in einem Fußballstadion oder bei einem Eishockeyspiel. Er besuchte kein Symphoniekonzert und kein Theater. Er rannte bei keinem Marathonlauf mit, und selbstverständlich war er nie bei einer Gemeindeversammlung. Er schloss sich aus der Öffentlichkeit aus, sofern er sich nicht als Dorfarzt zeigen musste.

Sein allmähliches Verschwinden war an seiner Schrift ablesbar. Er füllte unzählige Patientenakten aus, stellte Rezeptbögen aus, und dabei begann seine Schrift immer unleserlicher zu werden. In unerhörtem Tempo führte er die Füllfeder übers Papier, ohne dabei je die Form oder Größe der Buchstaben seiner Kurrentschrift zu verlieren. Außer meiner Mutter gelang es nur noch geübten Lesern, sich in den makellosen und grafisch außerordentlich schönen Zügen seiner Handschrift zu orientieren. Was er schrieb und verschrieb, drohte in der Schönheit und Ebenmäßigkeit seiner jeder Mitteilbarkeit allmählich entratenden Schrift zu verschwinden.

In späten Jahren äußerte er seine Wünsche nur noch, indem er seine Umgebung nach ihren Wünschen befragte. Hast du Durst? Das war zu übersetzen in: Bringst du mir ein Glas Mineralwasser? So wie ihm die Dinge nie wirklich ans Herz wuchsen, so trennte er sich von seinen Wünschen. Das hatte nichts Mönchisches, seine Wünsche waren von seinem Begehren nur abgeschnitten, sie waren in den Konditionalis gerutscht. Er äußerte sie nicht mehr unverstellt, sie waren ihm zu laut. Seine Wünsche, so weit von seinem Herzen entfernt, mussten erraten werden, das war der Dienst, den man seiner Zurückhaltung und vollendeten Höflichkeit schuldete.

Doch kann ich nicht ausschließen, dass sich nicht doch, zuweilen und versteckt, eine ironische Note in seine Gesten und seinen Tonfall einschlich. Er schien nicht unglücklich, er lebte ein ruhiges Leben. Er wurde nie übergangen, gerade weil er sich selbst übergang und hintanstellte. Er hatte die Dialektik von Nähe und Ferne begriffen wie sonst keiner.

Je mehr das Leben in ihm erlosch, desto intensiver widmete er sich seinem Beruf. Bis spät in die Nacht ließ er sich von Patienten aus dem Bett rufen. Er fuhr im Morgengrauen zu einem tobenden Selbstmörder,

der ihn mit der Flinte bedrohte, bis er ihn endlich besänftigen konnte. Er knüpfte im fahlen Licht einer Tenne ein Bäuerlein vom Galgen. Seine Sprechstunden mit den Patienten wurden länger und länger, er nahm sich Zeit für die Körper der anderen. Ein unheilbar Krebskranker sandte ihm auf seiner sechsmonatigen Welt- und Abschiedsreise jede Woche eine Ansichtskarte. Dann kehrte er zurück, um in der Arztpraxis, in seinem Sprechzimmer, zu sterben. Der fehlende Freundeskreis wurde durch einen wachsenden Patientenstamm wettgemacht. Als er starb, war die Dorfkirche voll.

Irgendeinmal hatte er sich eine Filmkamera gekauft und begonnen, unsere Ausflüge und Urlaube auf Superachtfilme zu bannen. Das war üblich damals, und oft lief das eine oder andere Familienmitglied aus dem Bild. Natürlich war meist das jüngste der Kinder im Mittelpunkt, und selbstverständlich kam er selber auf diesen Filmen kaum vor. Aber er filmte gerne.

Noch in seiner Jugend auf Trinidad hatte er zu fotografieren begonnen. Nachdem er in die Schweiz gekommen war, näherte er sich dem Land durch die Linse seiner *Lord*-Kamera. Leidenschaftlich fotografierte er die Schweizer Berge, den Pilatus, die Rigi, den Bürgenstock. Er bannte die Grimsel und den Sustenpass. Es war, als würde er sein Leben im fremden Land dokumentieren. Das Unglaubliche glaubhaft machen. Wenn er selbst mit auf den Bildern war, dann leise lächelnd und mit jenem leicht abwesenden Blick, den er schon auf dem Schiff in Genua hatte. Ein Tourist im eigenen Land – und doch mehr als das. Es ist mir nie zu Ohren gekommen, dass er diese gestochen scharfen Schwarzweißbilder seinen Landsleuten in Trinidad je gezeigt hätte. Oder sonst jemandem. Sie waren für uns, die Familie, bestimmt, damit wir uns wieder erkannten: vor der Staumauer auf dem Grimselpass stehend, auf einer Wiese auf der Klewenalp. In diesen Alben war sein Leben dokumentiert. Schwarzweißbilder, auf denen man keine Hitze, keinen Staub, keinen Gestank, keinen Lärm, keine Kälte und keine Farben erkennen konnte. Auf denen Trinidad aussah wie die Schweiz, sein Geburtsort Curepe wie sein Sterbeort Menziken. Mit diesen Fotografien verwandelte er, nachdem die neue Heimat unwiderruflich geworden war, die Schweiz zurück in ein Touristenland.

Auf meinem Schreibtisch liegt seine *Lord*-Kamera vor mir. Als ich sie aus der ledernen Schutzhülle nehme, entdecke ich, dass noch immer ein Zelluloid-Film darin steckt. Er muss aus den siebziger Jahren stammen, aus der Zeit, als er den Apparat gegen eine Superachtkamera tauschte. In Erwartung weiterer Bergfotos, Schneelandschaften oder Aufnahmen von Kuhwiesen bringe ich den Film zum Entwickeln. Eine Woche später halte ich drei unscharfe, in ihrer Schärfe beschädigte Aufnahmen in der Hand. Es sind drei Ansichten von Palmen, Palmenstudien unter einem tropischen Himmel.